

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit

Lambrecht, Heinrich Gerhard

Oldenburg, 1852

Landesbibliothek Oldenburg

Shelf Mark: GE IX A 405 A

2.

[urn:nbn:de:gbv:45:1-931586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-931586)

Kirchen, Schlössern und Burgen, und nur die stummen Meerbewohner beleben die Hallen und Räume, in denen einst ein starkes und muthiges, aber sündhaftes Menschengeschlecht gewandelt.

Wir wollen Alles wieder herauf beschwören, Land und Leute, Klöster und Schlösser, und ein Bild entwerfen von all' dem Leben, was dort sich geregt, wo jetzt die Fluthen der Jahde*) rauschen, aus deren Tiefen zuweilen ein geheimnißvolles Läuten heraufstönt, und wo noch heutzutage bei heller Luft die goldenen Thurmknöpfe versunkener Schlösser und Burgen durch die klare Fluth wahrgenommen werden.

2.

In dem reichen Flecken Bant, welcher sich längs der Jahde ausbreitete, saß auf einem weichen, mit brüggischem Sammet überzogenen Schemel der alte Steen Steenen vor der Thür seines Hauses. Er war in schwarzem Sammet gekleidet, ein schwarzes Käppchen von gleichem Stoffe bedeckte den gro-

*) Der Jahder Meerbusen wird in der Volkssprache noch heutzutage immer nur „Die Jahde“ genannt.

fen, schon etwas kahlen Kopf, der an Breite einem ansehnlichen Ochsenhaupte wenig nachgab; große silberne Knöpfe schlossen das Oberkleid sowohl, wie die kurzen, bis an die Knie reichenden Beinkleider, schwarzseidene Strümpfe und Schuhe mit großen silbernen, kunstvoll gearbeiteten Spangen vollendeten den Anzug des ersten Gastwirths von Bant, denn daß er ein solcher war, bewies der Tannenzweig, der an dem Eingang seines Hauses befestigt war.

Die Sitte, Wirthshäuser mit einem Tannenzweig zu zieren, die sich bis auf die jetzige Zeit erhalten hat, ist sehr alt.

Steen Steenen, von seinen Gästen kurzweg Steen genannt, war von ungeheurer Beleihrtheit. Sein Gesicht glich einer großen, glatten Fleischmasse, auf welcher kein anderer Ausdruck, als der einer trägen Behaglichkeit lag; die kleinen, tiefliegenden, mattgrauen Augen blinzelten jedoch zugleich boshaft, tückisch und habgierig. Da es ihm schwer wurde, seine höchst gewichtige, ungeschlachte Körpermasse fortzubewegen, so pflegte er den größten Theil des Tages sitzend zuzubringen. Sein Lieblingsplatz war der vor seinem Hause, welches auf einem etwas erhöhten Terrain lag, von wo aus er eine freie Aussicht auf die von Dämmen eingeschlossene, nicht gar weit entfernte Fahde genoß, an deren Ufern fortwährend ein lautes, geschäftiges Treiben herrschte. Das

lebenvolle Gewühl, die wehenden Flaggen der englischen, französischen und flandrischen Schiffe, das Hin- und Herströmen der Menschen, das Rufen, Schreien und Fluchen der Handels- und Seeleute, das Aufwinden der Waaren aus den Schiffen — Alles dieses ergökte den dicken Gastwirth höchlichst, obwohl er anscheinend nicht anders, als mit dem vollkommensten Gleichmuth dareinschaute, wobei er jedoch nicht vergaß, einem großen Goldpokale fleißig zuzusprechen, den er, sobald derselbe geleert war, aus einem neben ihm stehenden Weinkrüge wieder füllte.

„Alir!“ rief er jetzt mit einer dünnen, quikenden Stimme, die seiner großen und starken Körpergestalt keineswegs angemessen war, und stampfte ungeduldig mit dem Fuße, denn er hatte bemerkt, daß kein Wein mehr im Krüge vorhanden war.

Eine flinke, schwarzgelockte Dirne sprang aus dem Hause hervor; es war eine schlanke Gestalt mit einem liebreizenden Gesichtchen, aus welchem zwei brennende, zugleich schalkhaft blitzende Augen heraus sahen.

„Was wollt Ihr, Herr?“ fragte sie mit einem etwas fremdartigen Accent.

„Was ich will, dumme Dirne?“ freischte Steen sie an, der das Mädchen einen Augenblick mit unverkennbarem Wohlgefallen betrachtet hatte; „Wein will ich! und Du sollst mich eben so schnell bedie-

nen, als den leichtfüßigen Häuptlingssohn, den Ezzard, und als die andern magern Pflastertreter, die alle Tage in meinem Hause herum scherwenzeln, und denen ich schon längst die Thür gewiesen haben würde, wenn sie nicht so viel Geld hätten.“

„Thue ich denn das nicht?“ fragte Mir mit sanftem Tone.

„Nein! Du thust es nicht“, eiferte Steen, „und Du solltest doch nicht vergessen, daß ich Dich nur aus Barmherzigkeit in mein Haus genommen, als Du mit dem liederlichen Junker Ezzard hierher gekommen, und daß ich Dich jeden Augenblick wieder fortjagen kann. — — Ja, ja“, fuhr er mit höhrendem Tone fort, „Du glaubtest wohl, Du könntest den reichen und stolzen Junker freien! O, Du alberne Gans! Du —“

Ein wunderliches Lachen unterbrach hier den dicken Gastwirth, sein Gesicht wurde braun und roth, die Fleischmassen, woraus dasselbe bestand, bildeten hie und da tiefe Furchen, während einige frampfhast hervorgestößene Laute sich aus der Kehle des Mannes lösrangen.

Eine fliegende Röthe überzog bei Steens Worten das Gesicht des schönen Mädchens, eine rasche Antwort schien auf ihren schmalen, blühenden Lippen zu schweben; sie unterdrückte sie jedoch, ergriff den

Weinkrug, wandte sich schnell ab und ging ins Haus.

Nach einigen Augenblicken stellte sie den wieder gefüllten Krug vor den Gastwirth hin.

Steen war noch zu erschüttert von seinem Lachen, um zu abermaligem Reden im Stande zu sein. Ulix entging daher neuen Kränkungen, mit denen der Gastwirth sonst freigebig aufzuwarten pflegte, und dieser, nachdem er sich endlich erholt hatte, füllte wieder den Pokal, aus welchem er sogleich zu schlürfen begann.

„Sieh, sieh da“, sagte er dann, indem er spähend in die Ferne blickte, „wenn ich nicht irre, so kommen dort schon die jungen Fante, die, seit Ulix im Hause ist, mich mit Gold überschütten. Nun, sie mögen nur kommen, ihr Gold ist mir sehr willkommen. Wenn nur der Ezzard nicht wäre —“ Er ergriff rasch den Pokal, und indem er in tiefen Zügen trank, schien er eine unangenehme Empfindung gewaltsam niederringen zu wollen.

Die von Steen bemerkten Personen näherten sich mehr und mehr.

„Verflucht“, murmelte Steen, „da ist auch richtig wieder der Bernesuer, der Grobian, den der Teufel holen möge. Nun, ich räche mich wohl noch einmal an dem verdammten Prahlhans.“

„Hoho! Guten Morgen, alter Wallfisch!“ riefen bald darauf mehrere Stimmen zugleich, und eine Anzahl größtentheils junger Männer trat an Steen heran.

Alle waren in ritterlicher Kleidung; sie trugen gold- und silbergestickte Sammetwämser, und auf dem Haupte ein leichtes Barett mit Federn. Sie waren mit Schwertern bewaffnet, die an einem breiten Bande über der Schulter getragen wurden.

„Guten Morgen, edle Ritter und Junker“, — sagte Steen gleichgültig, indem er abermals seinem Pokale zusprach.

„Was, Du Wanst“, rief ein hoher, stattlicher, schon etwas bejahrter Mann, um dessen Schultern ein kurzer spanischer Mantel wehte, „bewillkommnest Du Deine Gäste so? Du solltest aufspringen, Dich bis zur Erde verneigen, und demüthig, wie es dem Knechte geziemt, nach unserm Begehr fragen.“

„Er könnte allenfalls auch vor uns tanzen“, rief lachend ein Anderer; „Steen wenn Du tanzen willst“, fuhr er lebhafter fort, indem sich seine Phantasie wahrscheinlich schon den tanzenden, entsetzlich dicken Wirth ausmalte, „so gebe ich Dir zwei Gespann Ochsen, wovon kein einziger leichter sein soll, als Dein doppeltes Gewicht.“

„Dho, Lethar!“ riefen Alle mit schallendem Gelächter, „solche Elephanten stehen nicht in Deinem Stall.“

„Ritter Bernesuer und Junker Lethar!“ sagte Steen mit anscheinender Ruhe, der jedoch die kleinen wuthblitzenden Augen widersprachen, „ich bin nicht Euer Knecht, auch verneige ich mich nicht und tanze nicht; wenn Euch aber meine Weise nicht gefällt, so rathe ich Euch, Euern Wein anderswo zu trinken.“

„Seht den Gauch!“ rief Ezzard, ein junger, schöner Mann, in einem grünen Sammetkleide, das mit goldenen Knöpfchen und Schnüren reichlich versehen war, „er weiß recht gut, daß er den besten Wein hat in Bant, und die schönste Dirne, die ihn kredenzt, und daß wir uns also seine Grobheiten wohl gefallen lassen müssen.“

„Um den Wein würde Junker Ezzard sich nichts gefallen lassen“, bemerkte Steen mit einem schlauen, tückischen Lächeln.

„Ah! so hört doch auf mit Eurem langweiligen Gerede“, rief der Junker Hillo von Ploissen, „und laßt die Krüge und Becher kommen.“

„Ja, ja, laßt die Becher kommen, Steen!“ sagte Junker Tannen, der von Aldessen, welches auf dem andern Ufer der Jahde lag, herüber gekommen war.

„So geht nur ins Haus“, beferte Steen, „Ihr wollt doch nicht auf offener Straße ein Trinkgelage halten.“

„Du hast Recht, alter Dickwanst!“ sagte Ritter Bernesuer, „nur dem Hund wirft man einen Knochen vor die Thür. Du darfst also hoffen, daß wir Dir die Gehäuse der Seekrabben zuwerfen werden.“

Die Herren traten ein in das Haus des Gastwirths zu Bant.

Steen sah ihnen mit stechenden Blicken nach. „Geht nur, ihr übermüthigen Ritter und Junker!“ grollte er in sich hinein, „kann ich eurem Spott und Hohn auch nicht entgehen, so sollt ihr wenigstens mit eurem Golde dafür büßen.“

Es muß hier bemerkt werden, daß Steen kein freigeborner Frieser war. Er war in seiner Jugend der Leibeigene eines adligen Herrn gewesen; diesem hatte er in einer Fehde gegen einen benachbarten Häuptling das Leben gerettet, für welchen Dienst ihm derselbe seine Freiheit geschenkt hatte. Er wurde daher als ein ehemaliger Sklave von den adligen Herrn verachtet, und zwar um so mehr, als Steen nicht die geringste Unterwürfigkeit gegen sie an den Tag legte, sondern gerade den Rittern und Junkern mit unverhohlener Mißachtung begegnete.

Wir treten in das Innere von Steens Wohnung. Es unterschied sich diese wesentlich von der gewöhn-



lichen Wohnung eines Küstringer Friesen. Die Hallen und Wohnräume waren nicht hinten, sondern vorn im Hause, und nach hinten hinaus erstreckte sich ein großer Stall, in welchem der Stolz und die Quelle des Reichthums der Küstringer Friesen, herrliche Pferde und spiegelglattes, schweres Rindvieh paradierten. Bei den meisten Grundbesitzern war aber der Reichthum so groß, daß der vordere große Theil des Wohnhauses nicht alles Vieh zu fassen vermochte, weshalb man in der Regel bei jedem Hause noch ein großes Nebengebäude, „Der Berg“ genannt, vorfand, welches ausschließlich zur Stallung des Viehes, und zur Auffpeicherung des Getreides und anderer Feldfrüchte bestimmt war.

Bei Steens Hause befanden sich sogar mehrere solcher Nebengebäude, die der Wirth indessen theilweise den fremden Handelsleuten zur Bergung ihrer Waaren gegen hohen Miethzins überließ. Dem Umstande, daß Steen Wirth war, und daß er viel mit Fremden verkehrte, ist es auch zuzuschreiben, daß er bei Erbauung seines Hauses von der gewöhnlichen Weise abgewichen war, und dasselbe gleichsam herumgedreht hatte, damit die Gäste nicht erst durch den langen Stall zu wandern brauchten, sondern sogleich in die Wohnräume gelangen konnten.

Wir treten nun in einen engen Hausflur, der uns nach hinten den Blick auf einen großen, freien

Raum vergönnt, in dessen Mitte sich eine kreisförmige Steinerhöhung befindet, auf welcher ein gewaltiges Feuer brennt; über demselben hängt ein großer, gerade aufsteigender Rauchfang. Dieser Raum ist die Küche, an deren Seiten sich zahlreiche Kammern befinden, worin Lebensmittel aller Art, Milch, Butter, Brod, Käse zc., aufbewahrt werden. Mägde und Knechte laufen geschäftig hin und her, und die schlanke Alir, die wir vorhin schon kennen gelernt, scheint die Ordnerin und Leiterin des Ganzen zu sein. Hinter der Küche endlich, nur durch eine Fensterwand von derselben geschieden, ist der Viehstall, auf dessen breiter Lehmdiele breitschultrige, starke Knechte die gewichtigen Dreschflegel in stets gleichmäßigem Takte schwingen.

Wir wollen uns mit diesem Blick begnügen, uns seitwärts wenden, und befinden uns nun in einer großen und weiten, aber niedrigen Halle. Große, starke Tische von blankpolirtem Eichenholz, an den Ecken und in der Mitte mit Silberplatten ausgelegt stehen in der Mitte und an den Seiten derselben. Um einen dieser Tische saßen die bereits genannten Ritter und Junker, um einen andern flandrische und französische Kaufleute, und um einen dritten mehrere Einwohne von Bant von verschiedenem Alter, die sich gern „freie Rüstringer Friesen“ nannten und nennen ließen.



Wie überall und wie noch jetzt, so waren auch damals die adligen Herren am lautesten und anmaßendsten. Es war die Zeit, um welche die reichen Einwohner von Bant gewöhnlich ihren Morgenimbiss und dazu einen tüchtigen Trunk edlen Weines zu sich zu nehmen pflegten. Wir sehen daher auf allen Tischen große Schüsseln, ohne Ausnahme von edlem Metall, gefüllt mit jenen kleinen, rothgekochten Seethierchen, die noch jetzt in unserm Lande als eine Delikatesse gelten, und die damals wie jetzt „Granat“ genannt wurden. Diese, so wie die kleinen runden Krebse, „Krabben“ genannt, wurden zur Fluthzeit bei Millionen aus der Nordsee in die Fahde getrieben und in trichterförmig geflochtenen Körben gefangen. Sie waren ein Lieblingsmorgengericht der Fahde-Anwohner, und durften in keinem Hause fehlen, so wenig, wie der Weinkrug, der auch hier auf jedem Tische zu finden war.

Wir wollen uns zu dem Tische der adligen Herren wenden, an welchem die Unterhaltung am lebendigsten ist.

„Schenk' ein, Tannen“, rief der Sunker Ezzard, „es ist mir ein Granat im Halse stecken geblieben; ich muß ihm Fahrwasser geben.“

„Heda! Joumard!“ rief der Ritter Bernesfuer zu einem andern Tisch hinüber, „warum hast Du die schönen Dirnen nicht wieder mitgebracht, die uns

im vorigen Jahre Deine Seiden- und Sammetstoffe verkauft? Du solltest Deinen Vortheil besser kennen; Dir geben wir nicht die Hälfte dafür.“

„Ich weiß das leider, edler Herr!“ antwortete der Kaufmann, „aber die dummen Dirnen sind in ein Kloster gegangen, sobald sie dies Land verlassen hatten.“

„Die einfältigen Betschwestern!“ schalt Bernesfuer; „sie werden so dumm gewesen sein, und allerlei Kleinigkeiten gebeicht haben. Man sollte die Pfaffen hängen, die so hübsche Thierchen ins Kloster treiben.“

„Hahaha!“ lachte der Junker Tannen, „die verliebten Dirnen müssen doch immer einen Bräutigam haben; wenn ihnen der irdische nicht mehr gefällt, nehmen sie den himmlischen.“

Ein tolles Gelächter folgte auf den frechen Witz, in welches die freien, aber verderbten rüstringer Friesen mit einstimmten. Nur die Fremden schlugen verstoßen ein Kreuz.

„Ihr seid ein ächter Spaßvogel“, sagte ein hoher Mann in spanischer Tracht, der, während der Junker Tannen sprach, eingetreten war; „vergönnt mir, daß ich mit Euch anstoße.“

„Aha, Don Nigro, seid uns willkommen!“ riefen die Ubligen.

Der eingetretene Fremde hatte eine unangenehme Gesichtsbildung; kleine stechende Augen von einem unheimlichen Feuer beseelt, bligten unter buschigen, tief herunterhängenden schwarzen Augenbraunen hervor. Auch sein borstenartiges Haar war rabenschwarz, und um den Mund zuckte fortwährend ein tückisches Lächeln, das nicht geeignet war, den widerlichen, verzerrten Zügen etwas Einnehmendes zu verleihen. Seine fremdartige, aber reiche ritterliche Kleidung, seine hohe Gestalt, und sein gewandtes und zugleich festes Benehmen verliehen ihm jedoch etwas Imponirendes, und selbst die wilden und trohigen adligen Herren waren gewohnt, ihn gewissermaßen als den Ersten in ihrem Kreise zu betrachten.

Mit dem Spanier, denn ein solcher war der Fremde, war auch zugleich Steen eingetreten, und hatte nicht weit von den Tischen der Ritter Platz genommen.

„Ich grüße Euch, edle Herren!“ sagte Don Nigro, indem er sich gegen die Ritter und freien Friesen mit vornehmem Anstande verneigte, „und leere auf Euer Wohl diesen Becher. Laßt die Krüge und Kannen wieder füllen, Steen“, fuhr er fort, „und zwar mit dem edelsten Wein, der in Eurem Keller zu finden ist.“

Auf Steens Wink erfüllten die dienenden Knechte und Mägde rasch des Fremden Befehl. Auch die

schöne Ulix trat zuweilen herein, und wechselte dann immer mit dem Junker Ezzard einige freundliche Worte.

„Ezzard, Ezzard!“ rief der Junker Hillo, „wenn das die stolze Uda wüßte, so möchtest Du eher in das Bett der Fahde, als in das ihre eingehen.“

„Ja, und wüßte es die kleine Adila,“ sagte der Junker Lethar, „sie krachte Dir, so sanft sie auch ist, die Augen aus.“

„Nein, nein!“ schrie Tannen, „sie würde ihm weinend vergeben, aber in ihr Kämmerlein ließe sie ihn nun und nimmermehr; sie würde in ein Kloster gehen, und den Heiland in ihre weißen, weichen Arme schließen.“

„Bravo, bravo Junker!“ rief Don Nigro, abermals mit ihm anstößend.

„Zum Teufel mit Eurem Geschwätz!“ rief Ezzard ärgerlich dazwischen; „seht Ihr denn nicht, daß wir nicht allein sind? Bekümmert Euch nicht mehr um mich, oder ich werde mein Schwert Euch Antwort geben lassen.“

Die Ritter und Junker sahen ganz erstaunt auf ihren Kameraden, dem solche Scherze sonst eben nicht unlieb zu sein pflegten. Ezzard war aber nur verdrießlich geworden, weil er einen jungen Banter, der sich, wie er, um die reiche Uda bewarb, mit gespannter Aufmerksamkeit hatte zuhören und eben das

Zimmer verlassen sehen. Er fürchtete deshalb, und nicht mit Unrecht, daß ihm dieser bei der stolzen Uda einen schlimmen Dienst erweisen möchte.

„Hoho!“ rief Ritter Bernesuer, „mein Schwert ist nicht von Blei; es ist jedenfalls schneller wie meine Zunge, und es sollte mir ein Gaudium sein, wenn wir uns statt mit den Mäulern einmal mit den Schwertern unterhalten wollten.“

„Euer Schwert schneller wie Eure Zunge!“ quiekte Steen dazwischen; „zum Teufel, das müßte eine beflügelte Unterhaltung werden.“

„Ja, Du Fettwanst!“ schrie Bernesuer, „besonders dann, wenn es mit Deinem Rücken ein Gespräch zu führen hätte.“

Er hob bei diesen Worten drohend sein Schwert, dessen Griff mit funkelnden Edelsteinen besetzt war.

„Sieh, sieh, die schönen Steine“, sagte Steen, „die sind auch nicht auf der Marsch gewachsen.“

„Ich hab' sie im Türkenkriege gewonnen“, versetzte Bernesuer, „aber ich gebe sie gerne hin für das Vergnügen, Dich durchzuseheln.“

„Ja, ja, Ihr habt gut geben“, sagte Steen mit boshaftem Lachen, „Ihr habt sie einem feldschuchischen Emir gestohlen.“

„Hund!“ brüllte Bernesuer, und in demselben Augenblicke brannte eine entsetzliche Ohrfeige auf Steens Angesichte; ebenso schnell hatte der Ritter

sein Schwert gezogen, und er würde den dicken Gastwirth unfehlbar damit durchbohrt haben, wenn ihm Ezzard und die andern Junker nicht in die Arme gefallen wären.

„Bist Du rasend?“ rief Ezzard, „er ist ein freier Mann, Du kannst sein Leben nicht mit Gold bezahlen!“

„Frei!“ tobte Bernesfuer, „ja, wie ein Hund, den ich in's Weite jage. Er ist ein losgebundener Slav!“

„Er hat den besten Wein hier in Bant“, sagte Don Nigro, der sich gleichwohl nicht gerührt hatte, um die beabsichtigte Mordthat zu verhindern; „bedenkt wenigstens das.“

Während der Ritter Bernesfuer sich allgemach beruhigte, und an diesem Tische die Unterhaltung in der angedeuteten Weise fortgeführt wurde, hatten die fremden Kaufleute sich den freien Küstringer Friesen genähert, und ein Würfelspiel mit denselben begonnen. Die ersteren schienen im Glücke zu sein, denn große Haufen von Goldstücken lagen vor ihnen, während die Einwohner von Bant bereits schon die Taschen lehrten, um Gold zu neuen Sägen zu finden.

„Ich habe kein Geld mehr, verdammt, flandrischer Hund!“ schrie ein junger Bauer, „ich setze zwei Ochsen gegen dreißig Goldstücke.“



„Verloren!“ rief er, nachdem der Kaufmann, mit freundlichem Kopfnicken einwilligend, geworfen hatte.

„Meinen schwarzen Hengst, den Lucifer, gegen die Ochsen und Goldstücke!“ rief er abermals.

Der Kaufmann hatte wieder gewonnen.

„Verdammt!“ knirschte der Bauer; „sechs Paar Ochsen gegen Deinen Satz und meinen Verlust.“

Es fiel der höchste Wurf.

„Der Kerl ist mit dem Teufel im Bunde“, brummte der Bauer, vom Tische tretend; „ich mag nicht mehr.“

Auch die andern Bauern hörten auf zu spielen, und nachdem sie ihre Beche berichtigt hatten, gingen sie lärmend und singend von dannen. Die Kaufleute sahen noch, wie sie einen auf der Straße gehenden Priester mit Hohnlachen umringten, ihn neckten und schimpften, bis der Priester sich zuletzt mit donnernden Bohnworten Raum verschaffte.

„Das ist ein freches, gottvergessenes Volk“, sagte der Kaufmann zu seinen Gefährten, „man thut wohl daran, ihm sein Geld abzunehmen.“

„Ja, gewiß“, erwiederten diese, „man verrichtet ein gutes Werk damit; wenn wir sie arm machen könnten, so würden sie wohl besser werden.“

Auf diese sonderbare Weise suchten die Fremden ihren Betrug vor sich selbst zu beschönigen.

„Ihr scheint ein feiner Spieler zu sein“, sagte Don Nigro, der herantreten war; „darf auch ich Euch einige Sätze halten?“

„D, mit Vergnügen, edler Herr“, erwiderte der Kaufmann, die Würfel wieder hervorziehend; „wie viel beliebt?“

„Hundert Dublonen!“ erwiderte der Spanier. Joumard warf den niedrigsten Wurf. Verwirrt und erschrocken bezahlte er.

„Aha! das Glück ist mir günstig!“ lachte Don Nigro; „noch einmal, Joumard, und zwar um fünf- hundert Dublonen.“

Abermals fiel der niedrigste Wurf.

Mit namenlosem Entsetzen starrte Joumard jetzt den Spanier an, der ihn mit einem tückischen Lächeln betrachtete.

„Waret Ihr nicht vor einem Jahre in Nantes?“ fragte Don Nigro nach einer Weile.

Der Kaufmann bejahte.

„Richtig, jetzt erinnere ich mich“, fuhr Don Nigro fort; da waren fünf hübsche, alberne Mädchen, die nicht mit Euch fahren wollten, bis Ihr sie durch reiche Geschenke dennoch zu gewinnen wußtet. Später waren sie hier wieder sehr eigensinnig, aber Eurer Klugheit gelang es abermals, ihren Eigensinn zu brechen. — Die alte Dbrada — die süßen, be- rauschenden Tränke —; o, Ihr seid ein kluger Mann!

Für diesmal behaltet Euer Geld nur; ich berechne mich mit Euch wohl später.“

Don Nigro ging wieder zu den Rittern und ließ den Kaufmann in einer an Stumpfsinn grenzenden Verwirrung zurück. Wie konnte der räthselhafte Fremde, ohne die falschen Würfel berührt zu haben, seinen Wurf bestimmen? Woher wußte er seine geheimsten Ränke und Kniffe? Es wurde ihm unheimlich in der Nähe des Spaniers, und scheu und bestürzt entfernte er sich mit seinen Begleitern.

„Habt Ihr den flandrischen Spitzbuben gerupft?“ fragte Junker Hillo den Spanier.

„Ach nein“, sagte Don Nigro, „ich wollte nur seine Bekanntschaft machen; dieser Soumard scheint ein kluger Kopf zu sein.“

„Ohne Zweifel ist er das“, rief der Ritter Bernesuer lachend, besonders, wenn es gilt, Geld zu gewinnen.“

„Aber was ist das, Ihr Herren?“ rief Junker Lethar, „Ihr sitzt vor leeren Bechern? Bring Wein, Mir!“

Die schlanke Französin sprang fort und es dauerte nicht gar lange, so brauste ein toller Lärm durch Steens Hallen.

Die Mägde waren nicht mehr sicher vor den berauschten Edelleuten, weshalb nur die Knechte und

Mir aufwarteten. Die letztere wurde Ezzards wegen geschont, und überdies schützte sie ihr Benehmen und ihre feinen, spigen Antworten, die Pfeilen gleich hie und da trafen. — Steen war immer zugegen, er berechnete, wieviel Wein er sich wohl nach Maßgabe des Zustandes der Gäste bezahlen lassen könne, auch konnte er es nicht über sich gewinnen, die schöne Mir mit den wilden Edelknechten allein zu lassen. Wenn er selbst auch gerade keiner sanfteren Gefühle fähig war, und eine tiefere Neigung wohl nicht mehr bei ihm Wurzeln schlagen konnte, so gefiel doch das schmucke, lebhaftes Mädchen seinen Augen wohl, und er ärgerte sich, daß sie die ihm verhassten Adligen mit größerer Aufmerksamkeit wie ihn selbst behandelte; und besonders widerwärtig war ihm der Junker Ezzard, dessen gewisse Rechte auf das Mädchen er zwar kannte, den er jedoch nichtsdestoweniger am meisten haßte. Gleichwohl wagte er es nicht, gegen den Sohn des mächtigen Häuptlings von Bant etwas zu unternehmen; nicht einmal verrathen durfte er dessen eigenthümliches Verhältniß zu der Französin, von welchem eigentlich nur er vollständig unterrichtet war, weil er in diesem Falle die Rache des wilden Junkers zu fürchten hatte. Er ließ deshalb seinen Groll, wie wir zu Anfang dieses Kapitels gesehen haben, durch beleidigende und höhrende Aeußerungen gegen das Mädchen selbst aus.

Endlich rüsteten sich die Herren zum Ausbruch.

„Werde ich Dich heute noch sehen, meine Mir?“
flüsterte Ezzard der vorübergehenden Französin zu.

„Auf den Abend, an der Seitenthür“, antwortete
sie leise.

„Wohlan, Ihr Herren!“ rief Ezzard; „die Mit-
tagsstunde rückt heran. — Da, Steen“, sprach er
weiter, dem Genannten eine volle Börse zuwerfend,
„das für die Zeche.“

Steen lächelte vergnügt, denn auch Don Nigro
hatte ihm schon eine Anzahl Goldstücke verabreicht.

Indem sich nun die wilden Gäste entfernten,
hatte Steen noch manchen groben Abschiedsgruß
hinzunehmen. Der Ritter Bernesuer warf ihm eine
Schale Granathülsen ins Gesicht und wünschte ihm
eine gesegnete Mahlzeit.

„Dir soll der Teufel die Mahlzeit segnen!“
grollte der Gastwirth ihm nach; dann aber unter-
suchte er den Inhalt der Börse, und er lachte scha-
denfroh, als er mehr als den doppelten Betrag der
Zechen vorfand.

„Die Narren“, sagte er, „ich werde noch reicher
werden, wie sie alle, und dann will ich mir ein
Schloß bauen lassen aus welschem Marmor, daß
sie alle bersten sollen vor Aerger und Neid.“

3.

„Es ist nicht möglich, Hillmer!“ sagte Uda Dlfena, die schöne Tochter des reichsten Rüstlinger Friesen, indem sie sich auf einen mit kostbarem Seidenstoff überzogenen Stuhl warf, „es kann nicht sein! Er hat mir hundertmal Treue geschworen, wie könnte ein Edelmann so treulos und wortbrüchig sein!“

„Wie ich Euch sage, schöne Jungfrau“, entgegnete ein junger Mann, der seiner feinen Kleidung nach zwar ein freier Rüstlinger Frieße, aber kein Edelmann zu sein schien. „Es ist nicht nur möglich, es ist gewiß. Schon seit langer Zeit befindet sich in Steen Steenens Hause eine französische Magd, die der Junker Ezzard alle Tage zu besuchen pflegt; er scherwenzelt um sie herum, als wäre er selbst ein Franzose, und seine Kameraden, die tollern Ritter und Junker, ziehen ihn in offener Gesellschaft damit auf, und dabei scheuen sie sich nicht, Euren edlern Namen zugleich mit dem der leichtfertigen Magd auszusprechen.“

„Abscheulich!“ rief die stolze Uda, „ich will ihn nicht wiedersehen!“

„Daran werdet Ihr sehr wohl thun, schöne Uda“, erwiederte der junge Mann; „da Ihr doch